

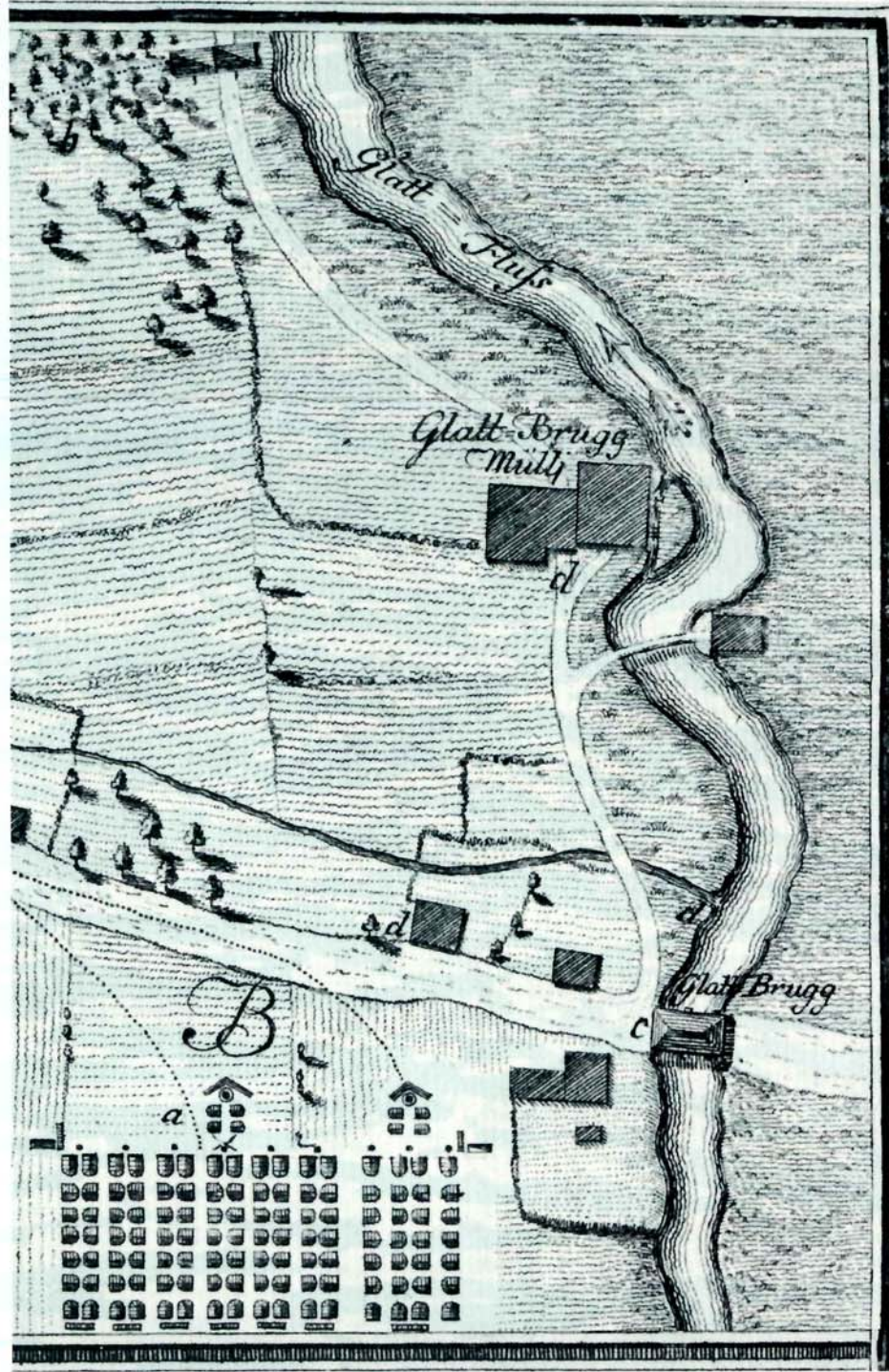
Energie aus der Glatt: Von der Mühle zur Teppichfabrik

Die «Mülli an der Glattbrugg»

Bei Glattbrugg durchstösst die Glatt eine Geländeschwelle, die sich von Seebach bis gegen Opfikon erstreckt. Im Bereich dieses Hindernisses fliesst das sonst eher träge Wasser rascher dahin als andernorts. Zwar ist das natürliche Gefälle wegen der im 19. und 20. Jahrhundert erfolgten Glattkorrekturen und den damit verbundenen Flussbettabsenkungen nicht mehr klar ersichtlich, aber die Kantonskarte von Hans Conrad Gyger (1667) verdeutlicht uns das Bild einer noch wenig von Menschenhand beeinträchtigten Flusslandschaft. Auf dieser Karte zeigt das Gewirr der wild verästelten Flussarme unterhalb und oberhalb das geringe Gefälle an, während der «geordnete» Flusslauf im Bereich des Zentrums des heutigen Glattbrugg auf das Vorhandensein einer Stufe hinweist. Weiter ist der Gyger-Karte zu entnehmen, dass an der besagten «Stromschnelle» die Wasserkraft weidlich genutzt wurde: Von der Glatt zweigte wenig unterhalb der Brücke ein Seitenkanal ab, der eine Mühle trieb.

Der Blick auf die Gyger-Karte eröffnet die faszinierenden Unterschiede zum heutigen Bild der Siedlungs- und Kulturlandschaft. Das «Alte Glattbrugg» hatte wenig mit dem heutigen Ballungszentrum zwischen Flughafen und Stadt zu tun. Wenn wir uns informieren wollen, wie Glattbrugg einst ausgesehen hat und in welchen Beziehungen es zu seiner Umgebung stand, so können wir uns an den Klotener Pfarrvikar Leonhard Brennwald halten. Im Jahr 1783 erstellte nämlich Brennwald ein neues Bevölkerungsverzeichnis für das Gebiet der damals äusserst weitläufigen reformierten Pfarrei Kloten. Kurz beschrieb er jeweils jede einzelne Fraktion der Kirchgemeinde. Zu Glattbrugg meinte er: «An der Brücke über die Glatt, welche von unseren Kaufherren unterhalten wird, stehen vier Häuser, welche in Gerichtssachen zu Oberhausen gerechnet werden, folglich auch mit Oberhausen einen gemeinsamen Sekelmeister und Gemeindrecht haben – Auch gehören ihnen Güter in den Oberhausener Bann und Zehenden. Im kirchlichen stehen sie gerichtshalber unter dem Ehgaumer von Oberhausen, und die Kinder gehören in die Schule zu Opfikon – Was die Hoheit betrifft, so stehen das Wirtshaus, die Schmitte und das Neue Haus unter der Obervogtei Schwamendingen zugleich mit Oberhausen – hingegen gehört die Mühle allein zur Obervogtei Rümlang. Auch war dieselbe nach Rümlang pfarrgenössig, und ist erst Anno 1716 zur Pfarrei Kloten geschlagen worden».¹

In unsere heutige Sprache übersetzt bedeutet dies etwa folgendes: Glattbrugg besteht aus vier Häusern, nämlich aus einem Wirtshaus, aus einer Schmiede, aus einem «neuen Haus» und aus einer Mühle. Die Zürcher Handelskammer ist für den Unterhalt der Brücke zuständig. Politisch zählt das Wirtshaus, die Schmiede und das neue Haus zur Grossgemeinde Schwamendingen, die Mühle aber zu Rümlang. In bezug auf die Finanzen, das (weltliche) Gericht und das Landnutzungsrecht (unter anderem auch die Bauordnung), gehört Glattbrugg zu Oberhausen. Die Glattbrugg-er haben auch Anteil am Vermögen der Bürgergemeinde von Oberhausen. Der moderne Friedensrichter, welcher am ehesten dem «Ehgaumer» in der Quelle entsprechen würde, hat seinen Sitz ebenfalls in Oberhausen. Schliesslich ist Glattbrugg ein Teil der Schulgemeinde von Opfikon und gehört zur Kirchgemeinde Kloten, die Mühle allerdings erst seit rund 47 Jahren. Wie aus dieser Beschreibung sehr deutlich hervorgeht, genoss die Mühle von Glattbrugg, von der nun zur Hauptsache die Rede sein wird, eine Sonderstellung. Diese geht sicher auf spätmittelalterliche, vielleicht gar auf hochmittelalterliche Rechts- und Besitzverhältnisse zurück.



Ausschnitt aus einem 1796 veröffentlichten Manöverplan: Neben militärischen Signaturen ist der Grundriss der Glattbrugg Mühle mit dem Wehr und Kanal dargestellt. Die Mühle lag auf Rümlanger Gebiet. Die Gebäude neben der gedeckten Holzbrücke an der Landstrasse lagen hingegen im Oberhausener Gemeindebann. (Zentralbibliothek Zürich)

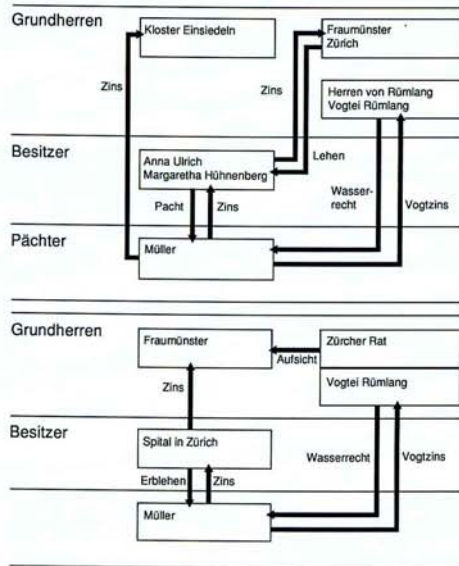
Die Besitz- und Rechtsverhältnisse der Mühle im Spätmittelalter

Dass sich in Glattbrugg die Wasserkraft ziemlich leicht nutzen liess, wurde bereits vor jener Zeit erkannt, als eine lückenlose, schriftliche Überlieferung einsetzte. Kenntnis von der damals bereits bestehenden Mühle haben wir erstmals aus dem Jahr 1302. Allerdings ist dieser Hinweis nicht mehr im Original, sondern nur noch in einer stichwortartigen Zusammenfassung aus dem 17. Jahrhundert erhalten. Um überhaupt diese frühesten Quellen verstehen zu können, müssen wir uns von den heutigen Eigentumsbegriffen etwas lösen. Die Besitzrechte an einer Mühle waren im Mittelalter mehrschichtig und eng mit dem Bodeneigentum verknüpft. Der Bodenbesitzer, den man als Grundherrn bezeichnet, liess in seinen Gemarchen niemanden ohne Konzession eine Mühle betreiben oder die Wasserkraft anderweitig nutzen. Deshalb ist in den Quellen immer zuerst nach dem Grundherrn zu suchen, der das Obereigentum über die Mühle besass. Für die bis zum Jahr 1851 in der Flur des Dorfes Rümlang gelegene Mühle Glattbrugg lassen sich vornehmlich das Fraumünster in Zürich und das Kloster Einsiedeln als Grundherren ausmachen. Der Güterbesitz des Fraumünsters geht auf die Zeit vor dem Jahr 924 zurück, derjenige von Einsiedeln auf eine Schenkung im Jahr 1104. Das Kloster Einsiedeln forderte ums Jahr 1331 vom Müller in Glattbrugg als Konzession für den Betrieb der Mühle einen eher bescheidenen Zins von zwei

Viertel Kernen (etwa 30 Kilogramm entspelzter Dinkel). Das Fraumünster liess seine grundherrlichen Rechte an der Mühle Glattbrugg weit höher entschädigen. Es forderte nämlich von dem Besitzer der Mühle zwei Mütt Kernen (etwa 120 Kilogramm) und zwei Fasnachtshühner.²

Als Besitzerin der Mühle tritt im Jahr 1302 Frau Anna Ulrich auf, die Gattin des in Zürich eingebürgerten Ritters Truchsäss von Rapperswil. Sie focht zu ihren Gunsten einen Rechtsstreit aus, nämlich ob die Glattbrugg Mühle auch einen Nutzungsanteil an den Rümlanger Waldungen besitze. Hingegen schlossen die Leute von Oberhausen in ihrer Öffnung von 1393 den Glattbrugg Müller von ihrem Allmendnutzen aus und verboten ihm, Tier auf ihre Weide gehen zu lassen mit Ausnahme von Hund und Katze.³ Im Jahr 1324 schenkte Frau Anna die Mühle ihrer Tochter Margaretha zur Ausstattung (als «Heimsteuer») von deren Ehe mit dem Ritter Walter von Hühneberg. Offensichtlich behielten die Ehefrauen dieser Zürcher Adligen den Mühlebesitz als Frauengut. Die Frauen betrieben die Mühle nicht auf eigene Rechnung, sondern sie verliehen

Die Rechts- und Besitzverhältnisse der Glattbruggener Mühle im 14. Jahrhundert (oben) und im 15. Jahrhundert



Die Rechts- und mehrschichtigen Besitzverhältnisse der Mühle im 14. und 15. Jahrhundert. Deutlich gehen die «Gewinner» und «Verlierer» der Krisenjahre nach der Mitte des 14. Jahrhunderts hervor. Die Grundherren büsst merklich an Einfluss ein. Der Zins des Klosters Einsiedeln ging verloren. Das Fraumünster verlor die Mühle nicht mehr, sondern bezog nur noch einen (bescheidenen) Zins vom Spital. Zu den «Gewinnern» zählten der Zürcher Rat und der Müller. Der Rat kontrollierte sowohl das Spital wie auch das Fraumünster, zudem konnte er allein über die Wasserrechte an der Glatt verfügen. Verbessert war dann auch die Rechtsstellung des Müllers, der die Mühle statt in Pacht als Erblehen bekam. Das bedeutete, dass er die Mühle an seine Nachkommen vererben oder mit Zustimmung des Spitals verkaufen konnte.

sie weiter an einen Müller in Pacht. Ausser dem Pachtzins an die Eigentümerin und den grundherrlichen Abgaben nach Zürich und Einsiedeln hatten die Müller an der Glattbrugg noch eine weitere Abgabe zu leisten. Die Herren von Rümlang, vom Fraumünster mit der Vogtei Rümlang belehnt, waren berechtigt, von den Müllern einen Vogtzins von je einem Viertel Kernen und Hafer, vier Schillingen und einem Herbsthuhn zu verlangen.⁴

Die ersten Müller an der Glattbrugg und die Krise des 14. und 15. Jahrhunderts

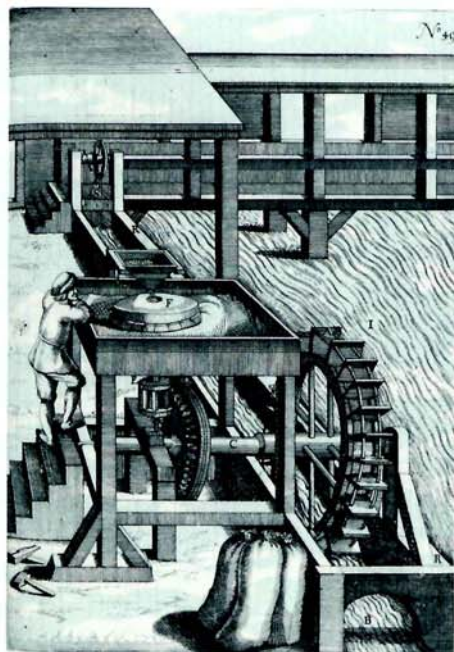
Bereits aus dem 14. Jahrhundert haben wir die ersten Nachrichten von den Müllern an der Glattbrugg. Das erste Steuerbuch der Stadt Zürich von 1357 weist ein Haus im Zürcher Niederdorf auf, das dem Müller von Glattbrugg gehörte. Zu jener Zeit sass Ulrich Zimmermann als Pächter auf der Mühle. Walter Hühneberg überliess ihm den Betrieb gegen einen Zins von 10 1/2 Mütt Kernen (etwa 630 Kilogramm), acht Hühnern, 100 Eiern und drei Aalen.⁵ Doch die Hühnebergs konnten sich nicht lange an diesem Einkommen freuen. Mitte des 15. Jahrhunderts setzte eine schwere Krise ein: Pest, Kriege sowie eine Klimaveränderung führten mancherorts zum wirtschaftlichen Niedergang. Gerade im Müllereiwesen machte sich die schweren Zeiten besonders bemerkbar. Im Kanton Luzern ging Mitte des 14. Jahrhunderts rund ein Viertel der Mühlen ein. Auch der Glattbrugg Betrieb warf kaum mehr Zinsen ab. Wegen «Missbaues» (Missernten) musste Ulrich Zimmermann im Jahr 1362 zusammen mit seinem Bruder Burkhardt für die bereits aufgelaufenen Zinsen und die erwarteten künftigen Ausfälle ein Gut in Wallisellen verpfänden.⁶ Margaretha Hühneberg gab ihrerseits die Mühle zugunsten des Spitals in Zürich auf: Es ist nicht bekannt zu welchen Bedingungen.⁷ Weil das Spital in Zürich eine Stiftung der städtischen Bürgerschaft war, geriet die Mühle unter die Kontrolle des Rates. Das Spital war denn auch mächtig genug, um von Ueli Zimmermann die ausstehenden Zinsen einzutreiben. Im Jahr 1366 verloren die beiden Brüder das Pfand in Wallisellen.⁸

Mühle und Wasserrecht in der Hand der Stadt Zürich

Der Rat konnte nicht nur durch seine Spitalpfleger über die Mühle verfügen, sondern er gelangte 1427 auch in den Besitz der Wasserrechte der Glatt. Nachdem nämlich die Herren von Rümlang verarmten, wie andere Lokaladelige ihrer Zeit, konnte die Stadt Zürich die Vogtei Rümlang recht wohlfeil erwerben. Im Kaufvertrag zwischen dem Rat und den Herren von Rümlang hiess es unter anderem, dass im Gebiet der Vogtei Rümlang die Mühlen-, Wassernutzung und Fischereirechte ins Eigentum der Stadt übergingen.

Zwei Jahre nach dem Erwerb der Vogtei Rümlang veranlasste das Spital, dass die offenbar in der Krisenzeit zerfallene Mühle an der Glattbrücke wieder in Betrieb genommen wurde. Das Spital verlor die «Müllstatt» an der Glattbrugg mit

wasser ingängen und usgängen, mit holtz und wald, mit allen rechten, friheiten und ehafthen, nützit usgenommen an Ueli Keller und an seine späteren Erben. Dass die Mühle ausser Betrieb war, ergibt sich aus diesem Text, denn der Ausdruck «Müllstatt» bedeutet ein Baugrundstück mit Mühlenrecht. Ueli Keller erhielt die Auflage, die Parzelle auf eigene Kosten zu überbauen, und zwar mit einer «Relle» (Rellemühle zum Entspelzen des Getreides), einem Mahlgang, einer «Sagen» (Säge) sowie mit einer «Stampfi» (Stampfmühle zum Schroten von Getreide, Zertrümmern von Oelkernen und zum Brechen von Hanf und Flachs). Das Spital auferlegte Keller einen jährlichen Zins von acht Mütt Kernen und je zwei Faschnachts- und Herbsthühnern sowie hundert Eiern.⁹ Von diesem Zins gab das Spital zwei Mütt Kernen ans Fraumünster weiter. Im übrigen musste Keller alle Gebäude und Einrichtungen unterhalten. Das Original dieses Lehnbriefes ist verloren gegangen. Der Text wurde indessen zweimal kopiert, nämlich 1554 ins Spitalurbar und 1613 in einen weiteren Protokollband.¹⁰ Der Rechtsvertreter des damaligen Müllers erschien nämlich mit der fast zweihundertjährigen Urkunde vor der Spitalverwaltung, um die Gültigkeit des Lehnungsvertrages zu bestätigen. Zwar war das Dokument «an perment (Pergament) und siglen etwas bresthaft», aber immerhin an «gschrift unversehrt». Nachdem die Stadt in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts weite Teile des heutigen Kantonsgebietes erworben hatte, begann sie vermehrt die Gewässerhoheit über die Glatt wahrzunehmen.



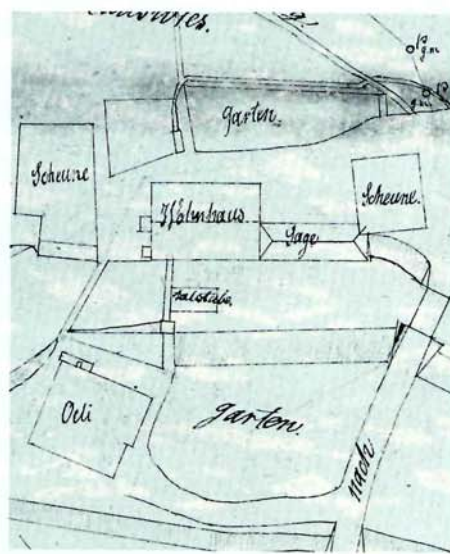
Einblick in eine Flussmühle mit unterschlächtigem Wasserrad (treibender Wasserstrom greift unten in die Schaufeln). Etwa so muss man sich aufgrund der Beschreibungen des 19. Jahrhunderts die Glattbruggener Mühle vorstellen: Wasserrad mit Wellbaum (A, C), Kammrad mit Stockgetriebe (D, E), Mühlestein (F), Schützblett (S). (Böckler G.A., Theatrum machinorum novum, Nürnberg 1661.)

men und auch auf diesem Wege über den Müllereibetrieb zu bestimmen. In der ältesten Glattordnung von 1462 auferlegte sie den Müllern an der Glatt, die Wehre genügend breit anzulegen und untersagte, Wasser auf Vorrat zu stauen, sondern nur soviel zurückzuhalten, wie für den momentanen Betrieb einer Mühle nötig war. Auch untersagte die Stadt, die Staustufen (-die Kett-) zu erhöhen. Faktisch bedeutete dies ein Verbot, die Wehre aufzustocken. Zudem verlangte die Ordnung von den Müllern, die Glatt massvoll zu befischen.¹¹

Is am Ende des 16. Jahrhunderts haben wir nunmehr spärliche Informationen über die Mühle. Sie war aber Ende des Spätmittelalters besetzt. Jakob, der Mulner an der Glattbrugg nahm mit seiner Ehefrau und drei Kindern an der Lotterie des Schützenfestes von 1504 teil, wie so viele seiner Zeitgenossen in Stadt und Landschaft Zürich.

Die Mühle in der frühen Neuzeit

Seit Ausgangs des 16. Jahrhunderts bis zur Auflösung der alten Agrarverfassung zu Beginn des 19. Jahrhunderts verzeichnen die Protokolle der Spitalverwaltung die Handänderungen der Glattbruggener Mühle. Im Jahr 1578 verkaufte Felix Wuest Peter Wirthmüller die Mühle mit allen ihren Gütern und Rechten, wie sie im Spitalurbar von 1554 erwähnt werden, nebst dem Mühlekanal, der drei Klafter (5,4 Meter) unterhalb der Glattbrücke begann und im Ried unterhalb der Mühle endete. Der Betrieb umfasste neben den 1429 erwähnten Einrichtungen noch ein Wohnhaus und einen Speicher. Der landwirtschaftliche Besitz setzte sich aus vier Mannmad Heuwiesen, sieben Jucharten Ackerland und vier Jucharten Weideland, alles bei der Mühle gelegen, zusammen. Hinzu kamen nochmals zwei weitere Jucharten Acker und drei Mannmad Wiesen, die in der Dorfllur von Oberhausen lagen.¹² In heutige Masse umgerechnet ergibt dies insgesamt eine Fläche von 7,6 Hektaren. Nach den Oekonomischen Tabellen von 1771 betrug



Planskizze der Rümlianger Mühle aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In Flussmitte das Fanggatter für Aale, die Alfariene oder Aalstube. (Staatsarchiv Zürich)

der Landbesitz bereits mehr als 13 Hektaren, nämlich fünfzehn Mannwerk Wiesen, über zwanzig Jucharten Ackerland, drei Vierling Reben und fünf Jucharten Wald. Eine Kuh, ein Kalb, drei Pferde und drei Schweine bildeten den Tierbestand.¹³ Auffallend ist die geringe Bedeutung der Milchwirtschaft, die in unserer Gegend erst im 19. Jahrhundert richtig aufkam. 1843 beteiligte sich dann aber auch der Müller an der Glattbrugg Sennhütte.¹⁴ Dagegen gehörte die Schweinehaltung schon seit alters her zum Müller- und Bäckergerwerb: Auf diese Weise liessen sich die Kleiabfälle verwerten.

Neben dem Betrieb der verschiedenen Mühlen, Stampf- und Sägewerke hatten die Müller an der Glattbrugg also eine recht ansehnliche Landwirtschaft. Zudem besaßen sie mit dem Fischfang eine weitere Erwerbsquelle. Ihre Fischrechte reichten von der Glattbrücke bis zum Rümlianger Eichholz hinunter, wo ein Weidenstock die Grenze markierte.¹⁵ Zuweilen strapazierten sie diese Rechte, und die von der Zürcher Obrigkeit eingesetzten Glattvögte schritten ein. 1593 musste Andreas Schneider von Opfikon, der damalige Glattbruggener Müller, die von seinem Vorgänger Hans Wiesmann errichtete «Aalstube» abreißen und zudem eine Busse bezahlen.¹⁶ Aalstuben waren Fanggatter, durch welche die Müller nachts aufgestautes, trübes Flusswasser strömen liessen. Bei den übrigen Flusssanliegern waren solche Anlagen recht verpönt, weil sie Überschwemmungen verursachten. Die Glattbruggener Müller fischten ausser mit Aalstuben auch mit Schleppnetzen. So büssteten die Glattvögte 1771 den Glattbruggener Müller sowie den Rohrbauer Caspar Dübendorfer, weil sie ein allzu engmaschiges Zuggarn verwendeten. Offenbar kümmerte es die Glattvögte wenig, das Caspar Dübendorfer als Dorfweibel von Rümlang ein recht angesehenes Amtsträger war.¹⁷ Die Oekonomische Tabelle von 1771 gibt Auskunft darüber, wieviele Personen auf dem Mühlegut arbeiteten: Müller Terrer, seine Ehefrau, eine weitere zur Familie gehörende Person (Vater oder Bruder), zwei Knechte sowie fünf Töchter und zwei Söhne. Drei Töchter waren bereits über sechzehn Jahre alt. Insgesamt beteiligten sich acht erwachsene Personen und vier Kinder an der Arbeit in Haus, Feld, Stall, Mühle und Säge.

Die wirtschaftliche und soziale Stellung der Glattbruggener Müller

In einem im Grundbuch eingetragenen Kaufvertrag wird ein grosser Teil des Inventars der Mühle genannt. Dies erlaubt uns, ein ziemlich genaues Bild vom Besitztum der Müller zu zeichnen. Neben den Gebäulichkeiten und den Ländereien gehörten noch zum Betrieb: «Alle Müllistein, 18 Müllhämmer (Hammer zum Bearbeiten der Mühlesteine), 1 Kronhammer, 3 Spitzhämmer, 1 Eisenschlegel, 2 Ständen, der Kornkasten, 1 Mählkasten mit Schublade, 3 Wannen, 2 Viertel, 1 Vierling mit Immi und Mässli (alles Getreidehohlmasse), 6 Rederen (Siebe), 1 Wassersag mit Schlüssel (wahrscheinlich Sägeblatt für die Wassersäge) 5 Sägen, 1 Hebeisen samt einem Wund- und Kehrhaken (zum Wenden von Baumstämmen).

Ferner: 1 ausgerüsteter Wagen, 1 Mühlwägel, 3 Pferde samt geschirr, 1 ausgerüsteter Pflug, 1 s.v. Kuh die beste, 1 s.v. Schwein das beste; an Kupfergeschirr: 1 Hafen, 1 Pfanne, das tollene Kessi (Kessel zum Sieden der Waschlauge), 1 Gätzi (Schöpfkelle), an Zinneren dito 1 Kanne 6 Teller; 1 Tisch, 1 Stuhl, das Bufet, die Stubenuhr; alles vorräthig Heu und Stroh und s.v. Bau (Mist), 1 Waidlig samt beeren, garn und geeren (Fische-reigeräte); 10 lange Säk samt circa 50 Säk Spreuw, ferner alles, was Nuth und Nagel hat (alle festen Einrichtungen).¹⁶

Neben den Gerätschaften für den Müllereibetrieb, die Sägerei und die Landwirtschaft sowie die Fischerei erhalten wir gar Einblick in Stube und Küche. Das Zinn- und Kupfergeschirr sowie das Buffet mit Stubenuhr, wohl ein eigentliches Statussymbol, verraten für das damalige soziale Umfeld Wohlhabenheit. In der Tat gehörten die Glattbruggener Müller Ausgangs des Ancien régime zur Oberschicht. Dies kann man anhand des «Helvetischen Katasters», einem Inventarwerk, leicht ablesen. Die statistischen Erhebungen wurden zur Zeit der Helvetik um 1800 erstellt und zwar im Zusammenhang mit dem nicht verwirklichten Versuch, die Staatsfinanzierung auf eine modernere Grundlage zu stellen und Liegenschafts- und Bodensteuern einzuführen. Weil Vermögenswerte zu jener Zeit vor allem Grundbesitz angelegt waren (Sparkassen konnte man noch nicht), kann der Helvetische Kataster verhältnismässig gut über die wirtschaftliche Schichtung der Bevölkerung Auskunft geben. Die ausgewiesenen Werte beruhen allerdings weitgehend auf Selbsttaxation und sind deshalb naturgemäss etwas zu tief angesetzt. Um es kurz zu fassen, der Glattbruggener Müller war mit einem ausgewiesenen Vermögen von knapp 14'000 helvetischen Franken der viertreichste Mann in der helvetischen Gemeinde Rümlang, zu der auch Oberglatt, Oberhasli, Seebach und Opfikon zählten. Die weitergehende Auswertung des Katasters zeigt auch, wie gross die Abstände zu den Mittel- und Unterschichten waren. Etwa 52 Prozent der Bevölkerung besaßen weniger als 500 Franken. 500 Franken entsprachen in der Regel einem bescheidenen Hausteil und einem Stück Garten. Weitere 29 Prozent der Haushalte muss man ebenfalls als arm oder als nicht wohlhabend bezeichnen (500 bis 2'000 Franken). Zahlmässig gering waren die eigentlich Wohlhabenden mit 2'000 bis 10'000 Vermögen vertreten (18 Prozent). Schliesslich betrug der Anteil der Reichen mit über 10'000 Franken Vermögen, zu welchen auch der Glattbruggener Müller zählte, nur gerade etwas mehr als ein Prozent. Diese Zahlen passen gut zum Bild, das man von der Zürcher Unterländer Landwirtschaft hat. Nur verhältnismässig wenige Ackerbauern konnten ihr Besitztum zusammenhalten, während die übrigen Güter hoffnungslos zersplittert und verschuldet waren. Gerade in Rümlang aber erscheinen die Bauern noch einigermaßen wohlhabend, doch war beispielsweise das durchschnittliche Vermögen je Haushalt in Oberglatt um einiges geringer. Im Vergleich zu seinem Berufskollegen in Glattbrugg galt der

dortige Müller mit einem Vermögen von 1'200 Franken als ausgesprochen arm. Offensichtlich waren in diesem Ort die Erträge der Bauern so gering, dass es mit Kornmahlen nicht mehr viel zu verdienen gab.

Aus dem im Helvetischen Kataster ausgewiesenen Reichtum darf nicht geschlossen werden, dass die Glattbruggener Müller stets von wirtschaftlichen Sorgen gequält waren. Im Jahr 1781 ging nämlich der Müller Johannes Tanner Konkurs. Fünf Jahre zuvor hatte er beim Glattfeldener Pfarrer Junker Hartmann von Escher 3'000 Gulden geborgt, für welche er nicht mehr zinsen konnte. Deshalb ging die Mühle an die Gläubiger.¹⁹ Dass wohl dieser Misserfolg eher ein Einzelfall war, zeigen indessen die Ämter und sozialen Stellungen an, welche die Glattbruggener Müller inne hatten.

Man bevorzugte Wohlhabende nicht zuletzt deshalb bei Vergabe von Amt und Würden, weil man im Falle von Misswirtschaft auf ihre Privatvermögen greifen konnte. In Glattbrugg können nachstehende Mühlebesitzer als Amtsträger identifiziert werden: Im Jahr 1666 kaufte Heini Altortler, Vogt in Rütli bei Kloten, die Mühle.²⁰ Zu Beginn des 18. Jahrhunderts gehörte die Mühle Hauptmann Hans Heinrich Steiner (gestorben 1720).²¹ Steiner fällt das «Verdienstzu», dass Glattbrugg kirchlich zu Kloten geschlagen wurde. Wie aus einem Eintrag im Rümlanger Pfarrbuch zu schliessen ist, ermittelten kirchliche Behörden («Examinatoren») aus Zürich gegen Steiner, offensichtlich wegen dessen «unordentlicher Haushaltsführung». Im Laufe des Verfahrens liess Steiner verlauten, dass er den Gottesdienst lieber in Kloten besuchen würde, worauf dem Begehren 1716 stattgegeben wurde.²² Im Jahr 1720 erwarb Kilian Hug von Steiners Erben die Mühle. Hug war Sohn eines Landrichters.²³ Im weiteren wechselte die Mühle 1776 in die Hand des Oberhausener Seckelmeisters, dessen Verbleib 1781 wie bereits erwähnt mit einem Konkurs zu Ende ging. Danach kam nochmals ein Seckelmeister zum Zuge, nämlich der Nürensdorfer Bärenwirt Jacob Keller. Mit dieser Verbindung von Gastwirt, Müller und Seckelmeisteramt war Keller ein typischer Vertreter der Zürcher Landaristokratie.²⁴ Im Jahr 1805 kaufte Zunftrichter Hans Jakob Schlatter von Oberglatt die Mühle.²⁵ Dieser beschliesst diese wohl nicht vollständige Liste von Amtsträgern.

Die Auflösung der alten Ordnung

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die alte politische, wirtschaftliche und soziale Ordnung durch das moderne Staatswesen abgelöst. Das Müllergewerbe an der Glattbrugg betrafen verschiedene Neuerungen direkt: zum Beispiel die Entlassung aus den aufs Mittelalter zurückgehenden grundherrschaftlichen Bindungen, die Vergabe der Wasserrechte, die Schaffung der politischen Gemeinden und nicht zuletzt auch die Einführung der Gewerbefreiheit und neuer Eigentumsbegriffe.



Türsturz des in den Siebzigern abgebrochenen «Kläuslichopfes». Jahreszahl 1829 und Monogram H.H.S., zwischen den Buchstaben das Mühlerad, das Berufszeichen der Müller. Laut Grundprotokoll und Feuerassekuranzbuch hat der Müller Hans Heinrich Schlatter das Gebäude erstellt. Es hatte einen gemauerten Keller und diente als Speicher. (Foto: R. Möbius)

In der politischen Zugehörigkeit der Glattbruggener Mühle herrschten noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts beinahe mittelalterliche Zustände. Der Müller Heinrich Schlatter beklagte sich darüber, dass er seine Frondienste gegenüber der Gemeinde Rümlang verrichten müsse, dass er auch in dieser Gemeinde steuerpflichtig sei, in bezug auf die Verkehrsverbindungen, auf Hilfeleistungen im Brandfall sowie auf Schule und Kirche aber ganz nach Opfikon beziehungsweise Kloten ausgerichtet sei. Zwar einigten sich die Gemeindevorstände von Opfikon und Rümlang und die



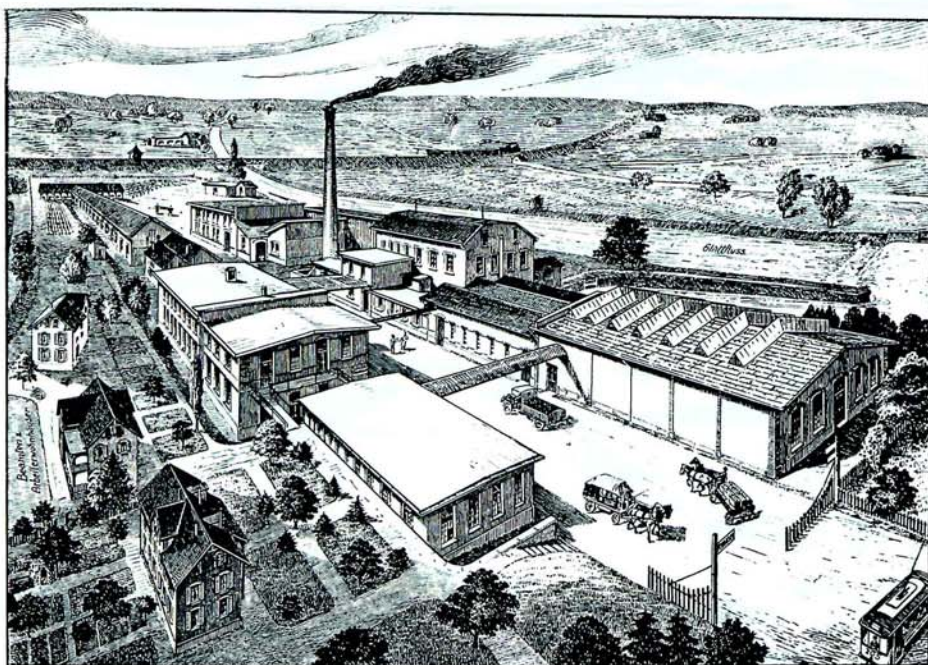
Eichenbalken des «Kläuslichopfes» mit Schlatters Monogram und Jahreszahl. (Foto: R. Möbius)

Statthalterämter der Bezirke Dielsdorf und Rümlang darauf, die Mühle der Gemeinde Opfikon zuzuweisen, doch widersetzte sich die Gemeindeversammlung von Rümlang diesem Vorhaben. Die Rümlanger wollten natürlich nicht auf den guten Steuerzahler verzichten und zudem zeichnete sich eine mögliche industrielle Nutzung der Wasserkraft in Glattbrugg ab. Der Regierungsrat hob 1852 den Gemeindeversammlungsbeschluss der Rümlanger wieder auf, denn er war von Gesetzes wegen befugt, den Verlauf der Gemeindegrenzen im Kanton zu bestimmen. Den Rümlangern blieb als einziges übrig, die regierungsrätliche Belehrung entgegenzunehmen, dass die Gemeinden nicht zum Selbstzweck, das heisst ohne eine entsprechende Dienstleistung zu erbringen, Steuern einfordern dürfen.²⁶ Dies war in der Tat eine neue Argumentation, die zur Zeit der alten Ordnung mit der archaischen Steuergesetzgebung kaum denkbar gewesen wäre.

Die technologischen Neuerungen

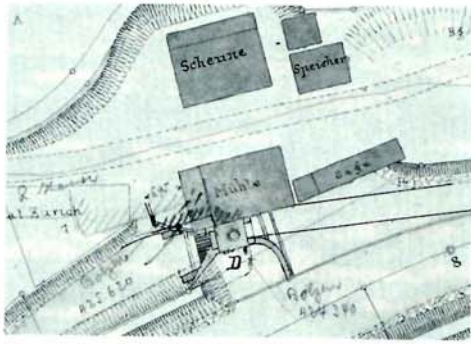
Wenn bisher nur wenig von den technischen Einrichtungen der Mühle die Rede war, so hat dies seinen Grund darin, dass es bis zur Einführung der Feuerversicherung im Jahr 1812 kaum Quellen dazu gibt. Aus diesen Belegen geht hervor, dass jede Einheit, das heisst die Mühle, die Relle, die Säge und die Reibe jeweils von einem separaten, unterschlächtigen Wasserrad mit einer hölzernen Achse getrieben wurde. Die technische Anordnung war bereits in der Antike bekannt und im Mittelalter sehr verbreitet. Am Wellbaum war ein Kammrad aus Holz befestigt, dessen Zähne oder eben «Kämme» ins sogenannte «Stockgetriebe» griffen. Damit wurde die Kraft von der horizontalen zur vertikalen Achse übertragen, die den Mühlstein antrieb.

Am 11. April 1847 brach am Mittag in der Mühle ein Brand aus. Es entzündete sich Stroh, das an empfindlicher Stelle zwischen Wohn- und Oekonomieteil eingelagert war. In der Folge gab es nicht mehr viel zu retten: Die aufs 15. Jahrhundert zurückgehende Mühle brannte völlig ab. Nur eine freistehende Scheune, ein 1829 neuerbauter Speicher sowie die Reibe, welche 1863 ihrerseits ein Raub der Flammen wurde, blieben verschont. Die Besitzer der Mühle, die Gebrü-



Oben: Luftbild der Teppichfabrik Hauser aus dem Jahr 1928. Zu erkennen sind der Fabrikkanal und die Wehrbauten, die aus dem alten Mühlekanal hervorgegangen sind. In der ersten Häuserzeile neben der Glatt ragt der Turbinenanbau hervor. Das Gebäude vor dem Hochkamin mit seitlich abgeschrägter Dachfläche birgt in seinem Kern die ehemalige Mühle. Der Gebäudeteil davor mit dem typischen Fabrikdach beherbergte die Spinnerei von Friedrich Lehnners Kunstseidefabrik. In der zweiten Zeile ist nur ein Überrest der Mühle vorhanden: Das Gebäude mit Giebeldach gegenüber dem Hochkamin. Es handelt sich um den sogenannten «Kläuslichopf», einem gemauerten Speicher mit Keller, den der Müller Hans Heinrich Schlatter im Jahr 1829 erstellen liess. (Ad Astra)
Unten: Federzeichnung auf dem Titelblatt der Preisliste der Teppichfabrik R. Hauser aus dem Jahre 1914.

der Johannes und Heinrich Schlatter, nahmen den Neubau rasch in die Hand. Zur Mühle hinzu kam noch eine Dreschmaschine. Die neue Mühle war dem damaligen Stand der Technik angepasst: Der Wellbaum, das Kammrad und die Rosette des Stirnrades (anstelle des Stockgetriebes) waren aus Eisen. Nur die einzelnen Kämme pflegte man aus Hartholz herzustellen, um ohrenbetäubenden Lärm zu vermeiden. Vergleichbare Getriebe sind noch in der -Sagi- Bassersdorf zu besichtigen. Diese doch eher geringfügigen Neuerungen zeigen an, dass die wassergetriebenen Mühlräder -fertig- erfunden waren, dass man also für eine bessere Ausnutzung der Wasserkraft neue Wege beschreiten musste. Eine solche neue technische Lösung wurde 1837 mit der Konstruktion von leistungsfähigen Turbinen gefunden. Turbinen sind Wasserräder, die unter Ausnutzung des Druckes arbeiten.

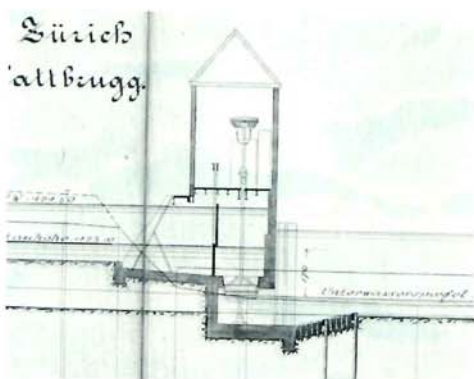


Von der Mühle zur Fabrik: Umbaupläne von 1890 (Wegmann Schoch). Neben der Mühle und Säge sind die neuen Wehrbauten mit Turbinenhaus dargestellt. Nebenstehend auch die freistehende Scheune und der Speicher, die vom Brand von 1847 verschont blieben. (Staatsarchiv Zürich)

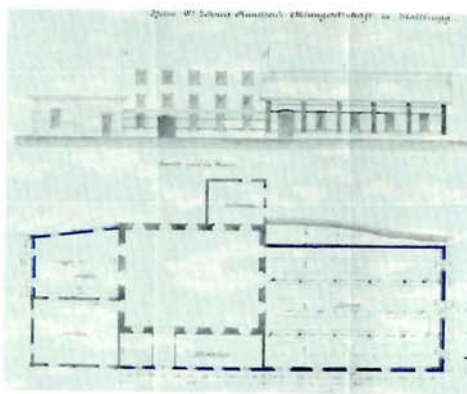
Das Ende des Mühlegewerbes

In den Jahren 1867 und 1877 zerstörten Hochwasser das Wehr der Glattdammermühle. Der Müller Johannes Althaus hätte die notwendigen Neubauten vom Kanton bewilligen lassen und eine neue Wasserkonzession lösen müssen. Dem standen nun die Forderungen der Anwohnerschaft gegenüber, die schon seit Jahren die Korrektur des Glattdammes verlangten. Eine Gewässerkorrektur bedingte aber eine Tieferlegung der Flusssohle, was zu einem Gefällsverlust und zur verminderten Wassernutzung geführt hätte. Der Kanton nahm mit Müller Althaus Verhandlungen auf, die sich dann sehr bald als sehr schwierig erwiesen und zur Einleitung eines Enteignungsverfahrens führten. Nach gescheiterten Versuchen, ein neues Wehr mit Kostenbeteiligung des Kantons zu bauen, blieb nur noch die Aufgabe des Müllergewerbes als Ausweg übrig. Der Kanton kaufte dem Müller den ganzen Gebäudekomplex für 148 000 Franken ab. Der Regierungsrat beabsichtigte, die Liegenschaft nach dem Abschluss der Glattdammkorrektur wieder zu verkaufen und eine neue Wasserkonzession zu verleihen.²⁷ An den Mühleinrichtungen setzte indessen der Rost an.²⁸ Weil nun aber bei der von 1878 bis 1895 dauernden Glattdammkorrektur darauf verzichtet wurde, die Stufe in der Glattdammsohle gänzlich abzutragen, stand einer weiteren Wassernutzung in Glattdamm nichts mehr im Wege.

1889 erwarb Friedrich Wegmann-Schoch die Mühle vom Kanton und erhielt denn auch am 17. Mai 1890 wie im Kaufvertrag vereinbart ein neues Wassernutzungsrecht. Er reparierte das beschädigte Wehr und liess eine neue Stauvorrichtung und Turbinenanlage erstellen. Es handelte sich um eine Jonval-Turbine mit waagrechtm Schaufelrad, von der die Baupläne noch vorhanden sind.²⁹ Im weiteren installierte Wegmann auch eine Dampfmaschine. Nach dem Feuerassekuranzbuch stellte er chemische Produkte her. Wegmanns industrielle Tätigkeit blieb in Glattdamm nur ein Intermezzo. Bereits 1891 trat er seine Firma wieder an L. Auer ab und schon 1894 fand eine erneute Handänderung statt. Und zwar kaufte Friedrich Lehner mit Beteiligung eines deutschen und schweizerischen Konsortiums die ehemalige Mühle auf. Lehner erweiterte sie mit einer Reihe von Anbauten aus dem unverkennbaren rötlichen Sichtbackstein und stockte sie auf. Dabei erhielt die Fabrik ihr heutiges Gepräge.



Plan der Jonval-Turbine von 1890. Das Gefälle zwischen dem Oberwasser- und dem Unterwasserspiegel betrug 1,70 Meter. Im Schacht, durch den das Wasser stürzte, das Turbinenrad und die Welle. (Staatsarchiv Zürich)

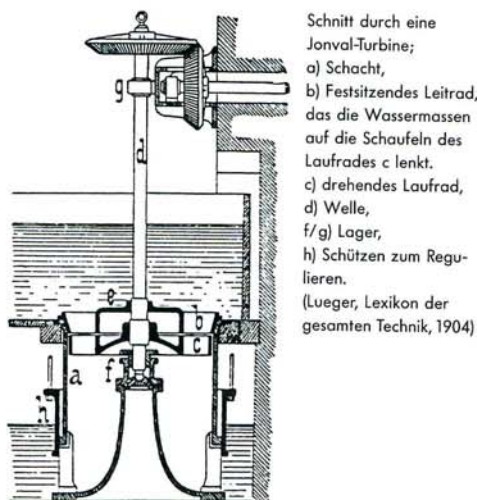


Friedrich Lehnrs Kunstseidefabrik. Im Grundriss schwarz die bestehenden Bauten, blau die Neubauten. Die Fabrik wurde in der für die Zeit sehr typischen, rötlichen Backsteinbauweise erstellt. Die Fensterstürze bestehen aus dunkelroten Segmenten. (Staatsarchiv Zürich)

Lehner war promovierter Chemiker in Augsburg und beschäftigte sich mit der Herstellung von Kunstseide. Versuche, einen künstlichen Faden zu spinnen, der dem Produkt der Seidenraupe ähnlich kam, gab es schon im 17. Jahrhundert. Allerdings konnte erst 1889 der französische Graf Hilaire de Chardonnet an der Weltausstellung in Paris ein einigermaßen kommerziell nutzbares Verfahren präsentieren. Als Ausgangsstoff verwendete Chardonnet kurze, nicht verspinnbare Baumwollfasern. Diese wurden mit Hilfe von Säuren in einem Gemisch von Äther und Alkohol vollkommen aufgelöst und -nitriert- (durch Zugabe von Nitraten wurde die Eigenschaften der Lösung verändert). Anschliessend wurde die nitrierte Lösung durch eine feine Glasdüse gepresst. So entstand ein feiner Faden, der durch ein Wasserbad gezogen und anschliessend weiter behandelt werden musste. Insbesondere galt es, dem so gesponnenen Faden die Nitrate wieder zu entziehen. Das Verfahren von Chardonnet hatte den Nachteil, dass der Faden, welcher aus der Spinnndüse trat, aus Nitratzellulose bestand und hochexplosiv war. Friedrich Lehnrs patentierte das -Nassverfahren-, das sich vor allem dadurch von Chardonnets -trockenen- Spinnerei unterschied, als dass Lehner die Kunstfaser nicht an der Luft, sondern in einer Erstarrungsflüssigkeit aus der Zellulose-Lösung auszog. Dem eidgenössischen Fabrikinspektor schilderte Lehner, dass sein Herstellungsprozess weniger explosionsgefährdet sei.

Lehnrs Niederlassung in Glattdamm war in unserer Gegend eine Pionierleistung. Nur wenig vor ihm begann in Spreitenbach im Limmattal ein französisches Konsortium, nach dem Chardonnet Verfahren Kunstseide herzustellen. Beide Unternehmen hofften, in der gut entwickelten schweizerischen Seidenindustrie einen guten Abnehmer für die künstlichen Produkte zu finden. Allerdings stiess dieses Unterfangen bei den schweizerischen Seidenindustriellen auf taube Ohren, und auch die einheimischen Banken verhielten sich zurückhaltend. In qualitativer Hinsicht konnten die künstlichen Garne den hiesigen Anforderungen noch lange nicht genügen.

Im Jahre 1899 brannte die Kunstseidefabrik in Spreitenbach bis auf die Grundmauern nieder, weil an einer Spinnndüse die Nitratzellulose explodierte. Die unternehmende Gesellschaft konnte den Betrieb nicht mehr aus eigener Kraft weiterführen. Deshalb kam es zur Fusion mit dem Glattdammer Betrieb unter der Führung der inzwischen gegründeten -Vereinigten Kunstseide AG, Frankfurt am Main-. Dank den vermehrten finanziellen Mitteln konnte sich der Betrieb in Glattdamm darauf spezialisieren, einen größeren Faden herzustellen, das sogenannte -Kunstrosshaar-. Gegenüber dem natürlichen Pferdehaar hatte das künstliche den Vorteil, dass es in unbegrenzter Länge vorlag und sich leicht einfärben liess. Das bei Lehner in Glattdamm hergestellte Kunstrosshaar fand Verwendung für Bänder, Litzen und für Damenhutgeflechte. Wie aus der schweizerischen Fabrikstatistik hervorgeht, beschäftigten die beiden Betriebe in Glattdamm und Spreitenbach zusammen rund 400 Arbeiterinnen und Arbeiter.

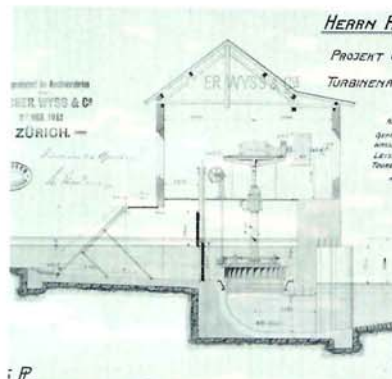


Schnitt durch eine Jonval-Turbine;
a) Schacht,
b) Festsitzendes Leitrad, das die Wassermassen auf die Schaufeln des Laufrades c lenkt,
c) drehendes Laufrad,
d) Welle,
f/g) Lager,
h) Schützen zum Regulieren.
(Lueger, Lexikon der gesamten Technik, 1904)

Diese waren vor allem italienischer Herkunft schon damals für die sehr ungesunde, den giftigen der Lösungsmittel ausgesetzten Tätigen Schweizer mehr finden liessen.

Als dann die -Vereinigte Kunstseide AG- in D neue, rationell arbeitende Fabrikbetriebe eröffnete, wurden die Werke in der Schweiz 1904 rentabilität geschlossen und in den Jahren 1910 gänzlich liquidiert. Friedrich Lehner forschte n im Auftrag der Vereinigten Kunstseidebetriebe, starb. Der eigentliche Aufschwung der Kunstseide fand dann in der Schweiz erst nach dem Er Krieg in den zwanziger Jahren statt.³⁰

Nach der Stilllegung der Kunstseidefabrik verwehrten die Wassernutzungs Glattdamm. Dadurch wurden die Fluss geschädigt, namentlich die Meliosensschaften. Es kam zur behördlichen Ver Im Jahr 1912 erwarb der Teppichfabrikan Hauser, der sein Unternehmen 1899 in Wipk gründet hatte, die Liegenschaften. Hauser reparierte Schleusen und das Wehr und installierte eine damalige Begriffe moderne Francis-Turbine. Er der Betrieb fertig eingerichtet, zwang der Erste die Firma, auf Kriegswirtschaft umzustellen. Die gen von Kokosfasern und Jute aus Indien fiele



Gegenüber der Jonval-Turbine modernisierte Francis-Turbine der Teppichfabrik Hauser. Gut erkennbar sind Leit- und Laufräder die für die Elektrizitätserzeugung wichtige Regulierwerkzeuge sind. (Staatsarchiv Zürich)

Die Unternehmung gliederte sich in zwei Produktionszweige: in eine Gurten- und Teppichweberei. Wie man aus Briefen entnehmen kann, waren Hausers Spezialitäten nicht schicke Stubenteppiche, sondern strapazierfähige Alltagstextilien wie zum Beispiel leger oder gar Kohlsäcke. Die Firma Hauser in Glattdamm bis in die siebziger Jahre vertreten.³¹



Briefkopf der Teppichfabrik Hauser (Staatsarchiv Zürich)

Mit der Nutzung der Wasserkraft war es schon 1937 vorbei, nachdem das Volk, nicht aber die Anliegergemeinde bereits ein Jahr zuvor einer erneuten Koalition der Glattdamm zugestimmt hatte. Um ganze drei Meter das Glattdamm tiefer gelegt, die für die Wassernutzung notwendige Geländeschwelle also förmlich abgetragen konnte die Entwässerung des Bodens im Glattdamm wesentlich verbessert werden. Das war so die Erweiterung der Ackerflächen als auch für die Erwerbung von Bauland eine wichtige Voraussetzung. Für rund 100 000 Franken kaufte der Regierungsrat das Wassernutzungsrecht von der Firma Hauser zurück. In der Folge ein Wärmekraftwerk errichtete.³² Dar eine Wassernutzung, die sich bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zurückverfolgen lässt, zugunsten der Nutzung von Siedlungsland zu Ende.

Anmerkungen aus dem Staatsarchiv Zürich (!)
1) STAZ E III 63.27, fol. 363. 2) STAZ H I 10, fol. 48 v. 3) STAZ C stei Nr. 432 a. 4) STAZ C I Stadt und Land Nr. 2987, Rodel Rümli: 5) STAZ H I 155 (Glattdamm). 6) Ebenda. 7) Ebenda. 8) Ebenda H I 403, fol. 74 v. 10) Ebenda. 11) STAZ A 85, 1462-1478. 12) 403, fol. 74 v. 13) STAZ B XI 91 Rümliang. 14) STAZ RR I 392 a, f STAZ H I 403, fol. 101-103. 15) STAZ A 85 1593 (Glattdamm). 16) S 142 f, fol. 21. 17) STAZ B XI Niederglatt 413, p. 266. 18) STAZ derglatt 411 p. 64 ff und p. 200 ff. 19) STAZ B XI Niederglatt 39 21) STAZ B XI 405, p. 133. 22) STAZ E III 99.3, fol. 5. 23) STAZ derglatt 405, p. 133. 24) STAZ B XI Niederglatt 411, p. 200 ff. 25) B XI Niederglatt 416, p. 1. 26) STAZ MM 2 110, S. 127 ff. 27) ST 229. 28) STAZ RR I 369 a, p. 42. 29) STAZ V III 1610 44. 30) NZZ 13. 6. 1912 sowie STAZ O 58 q 3 Verf. 155. 31) STAZ V III 1610 42; Protokoll des Regierungsrates 1913, Nr. 2211.

Literatur und gedruckte Quellen
Bachmann Christian, Wassermühlen der Schweiz, Basel 1987.
Richard, Die schweizerische Kunstseideindustrie, Diss. Zürich
Dubler Anne-Marie, Mühlen im alten Staat Luzern 1978.
Hoppeler Guido, Die Herren von Rümliang bis 1424, Diss Erlangen 1922.
Opfikon, Glattdamm und Oberhausen einst und je lag Th. Maag, Glattdamm 1969.
Stüver Karl, Die künstliche Seidenherstellung, Eigenschaften und Verwendung, Berlin 1912.
Urt Rödel der Stadt und Landschaft Zürich, ed. Schnyder Werner 1963.
Urkundenbuch von Stadt und Landschaft Zürich, ed. Esc 13 Bde, Zürich 1880-1957, insbesondere die Ergänzungsbände 12

Unser Gewerbe im Spiegel der Zeit

40 Jahre Gewerbeverein: Entwicklung und Erinnerungen

Von Dominik Joos, Amriswil

Am 19. März 1949 schlug die Geburtsstunde des Gewerbevereins Opfikon-Glattbrugg. In vierzig Jahren stieg die Mitgliederzahl von 29 auf 150. Die Zunahme der Unternehmen ist nur ein Aspekt der dynamischen Entwicklung innerhalb des Gewerbes. Welches sind die Hauptmerkmale dieser Entwicklung und welche Anforderungen galt und gilt es zu meistern?

Nicht von ungefähr beschlossen die Versammlungsteilnehmer damals im Restaurant Bahnhof, einen Handwerker- und Gewerbeverein Opfikon-Glattbrugg zu gründen. Die Nachkriegsjahre brachten eine erhöhte Bautätigkeit. Gleichzeitig herrschte aber Missmut über die verstärkte Einmischung des Staates in Belange der Wirtschaft. Auf kommunaler Ebene bedeutete dies, dass unnötige Hemmnisse gegen auswärtige Unternehmen üblich waren. Unter diesen Umständen war klar, dass nur durch einen Zusammenschluss die Interessen der ansässigen Handwerker und Detaillisten besser vertreten werden konnten.

Gesunde Konkurrenz

Zu Beginn der 50er Jahre kam es unter verschiedenen Handwerkerbetrieben zu einer gesunden Konkurrenzsituation. Beispielsweise gab es drei Sanitärinstallationsfirmen. Ewald Vollrath, der 1950 auf Anraten eines Männerchorkollegen die Zelte als Sanitär- und Heizungsinstallateur in Glattbrugg aufschlug, schätzte den Wettbewerb, liess sich aber nicht verleiten, mit unrealistischen Tiefpreisen zu locken. Anfänglich bildete der Bereich Heizungsinstallationen die Hauptsäule des jungen Unternehmens. «Mein erster Auftrag war, einen Oeltank aufzuheizen. Da ich der einzige Heizungsspezialist in Glattbrugg war und jahrelange Erfahrung in der Planung von Heizungsanlagen hatte, übernahm ich den lukrativen Spezialauftrag.»

Trotz gesunder Konkurrenz blieb für jeden etwas. Die einen Handwerkerbetriebe spezialisierten sich auf Umbauten und Reparaturen, andere beteiligten sich an Neubauten. Ewald Vollrath kann sich noch an einen grossen Auftrag in den 50er

Jahren von knapp 30'000 Franken erinnern. Damals lag ein Sechsfamilienhaus durchaus noch im Bereich eines kleinen oder mittleren Unternehmens. Nach und nach musste allerdings mit zunehmender Grösse der Aufträge das Feld der auswärtigen Konkurrenz überlassen werden. Bis heute gilt der Grundsatz: Je grösser der Auftrag, desto schlechter der Preis. Besonders in Zeiten mit überhitzter Konjunktur, die unweigerlich eine Ausdehnung der Belegschaft bewirkte, mussten Aufträge zu einem schlechten Preis angenommen werden, damit der Umsatz nicht unter die Fixkosten sank. Auch heute gibt es viele kleine und mittlere Betriebe, die Grossaufträge nicht mehr annehmen.

Schwierigkeiten ergab es zudem auch bei Reparaturarbeiten, weil ein Stundenlohn von vier Franken siebzig Rappen (1951) die Reparaturkosten in die Höhe trieb. Obwohl sich der Stundenlohn in der Zwischenzeit mehr als verzehnfacht hat, erinnert das Problem der zu hohen Reparaturkosten ebenfalls an heutige Zustände.



Ein redlicher, arbeitsamer und geschickter Handwerksmann oder Künstler ist eine der nützlichsten Personen im Staate, und es macht unsern Sitten wenig Ehre, dass wir diesen Stand so geringschätzen.

Adolf Freiherr von Knigge, 1752–1796

Man ziehe, bei gleichen Umständen, den Handwerksmann, der unser Nachbar ist, dem entfernter wohnenden vor. Man bezahle ordentlich, pünktlich, bar und dinge ihm nicht über die Grenzen der Billigkeit ab.

Adolf Freiherr von Knigge, 1752-1796

Ortsverbunden und qualitätsbewusst

Was veranlasste die einzelnen Gewerbler überhaupt einen eigenen Betrieb oder ein eigenes Geschäft in Glattbrugg zu gründen, unzählige Überstunden zu leisten und meistens am Sonntag den Bürokrum zu erledigen? Ob nun der Anstoss am Stammtisch, im Männerchor oder innerhalb der Familie erfolgte: Der Grossteil unserer Gewerbeunternehmer fühlt sich mit Opfikon-Glattbrugg verbunden. Haben die einen ganz klein begonnen und sich zu einem mittleren Betrieb entwickelt, so haben andere ein Geschäft aus der Familientradition übernommen und den Bedürfnissen entsprechend modernisiert.

Heute gibt es den erfolgreichen Einmannbetrieb genauso wie den ehemaligen Familienbetrieb, der sich zu einem Grossunternehmen entwickelt hat. Ebenso vielfältig ist die Berufsstruktur. In der Mitgliederliste des Gewerbevereins findet man noch eine Wagnerei, ein Relikt aus längst vergangenen Jahren.

Ein Blick in die Mitgliederliste zeigt, dass sich der Verein mehr und mehr öffnete und heute auch Dienstleistungs- sowie Handelsun-

ternehmen umfasst (je 20). Den Hauptharst bilden nach wie vor die Handwerksbetriebe mit gegen 70 Mitgliedern. Kontinuierlich abgenommen hat die Anzahl der Detaillisten, die noch knapp zwanzig beträgt. Einzelne Branchen, wie das Textil- oder Sportfachgeschäft, drohen, vollends zu verschwinden.

Detaillisten spielen Trümpfe aus

Die abnehmende Anzahl der Detaillisten widerspiegelt den härteren Konkurrenzdruck durch die Filialgeschäfte der Grossverteiler und durch das Glattzentrum. Die Tatsache, dass ein heimeliger Stadtkern fehlt, der zum Bummeln und Flanieren einlädt, und die Mietpreise entlang des wichtigsten Einkaufsgebietes Schaffhauserstrasse derart gestiegen sind, dass sich die gute Lage bald nur noch Dienstleistungsbetriebe wie Banken und Versicherungen leisten können, erschwert die Situation zusätzlich.

Klagen alleine bringt noch keine Besserung. Das haben sich die verbliebenen Detaillisten zu Herzen genommen. Sie setzen alles auf eine Karte und spielen ihre Trümpfe aus: kompetente Beratung durch Experten, der persönliche Kontakt zum Kunden und höchste Dienstleistungsbereitschaft auch bei Kleinstaufträgen.

Die Anforderungen der Zukunft gehen aber noch weiter. Vereinzelt dominiert noch das alte Krämerdenken, nur vor der eigenen Türe zum Rechten zu schauen. Konzertertierte Aktionen zur Profilierung in der Öffentlichkeit sind nur eine Möglichkeit, die durchaus positiven Zukunftsprognosen im wachstumsorientierten Opfikon-Glattbrugg zu nützen.

Ausgetrockneter Arbeitskräftemarkt

Ein weiteres Problem, das übrigens nicht erst seit gestern sowohl Handwerkerbetriebe als auch Detailhandelsgeschäfte beschäftigt, ist die Rekrutierung des Nachwuchses angesichts des Mangels an qualifizierten Handwerkern der verschiedensten Branchen. Bereits in den 60er Jahren diskutierte man im Gewerbeverein Massnahmen, um die einzelnen Berufe den Schülern möglichst früh vorzustellen. Mehr denn je haben Gewerbebetriebe Mühe, ausgebildete Mitarbeiter zu finden, weil sie nach der Erstellung von Grossbauten als Betriebstechniker abgeworben werden.

Genügte es in der Vergangenheit, die Mitarbeiter untereinander nach Bedarf auszuleihen, müssen in Zukunft die einzelnen interessanten Berufe Jugendlichen möglichst umfassend und früh näher gebracht werden. Die vierte Gewerbeausstellung bot Interessierten einen Einblick in den Berufsalltag diverser Handwerkerberufe. Zusammengehörigkeitsgefühl und Kollegialität, die die Atmosphäre der Gewerbeausstellung bestimmen, werden weiterhin nötig sein, um der Herausforderung gemeinsam und erfolgreich begegnen zu können.

Gewerbeverein im Überblick

Die Gründung des Handwerker- und Gewerbevereins erfolgte am 19. März 1949 im Restaurant Glatt- hof. Ende März wurden 29 Aktiv- mitglieder gezählt. Bereits im ersten Jahr trat der Verein aktiv in Er- scheinung. Gemeinsam organisier- ten Handwerker und Detaillisten eine Kalenderaktion zum Jahres- wechsel. Man versuchte zudem, politisch auf Gemeindeebene zu wir- ken. Ein Kandidat aus den eigenen Reihen für das Amt des Betrei- bungsbeamten und Gemeindeam- manns erhielt die nötige Unterstüt- zung.

1951 regelten die Detaillisten erstmals gemeinsam die Laden- schlusszeiten an Feiertagen. In den folgenden Jahren erfolgten immer wieder Vorstösse, die Öffnungszeiten zu vereinheitlichen. Für diese Fra- gen, die nur die Detaillisten betra- fen, wurden zusätzliche Sitzungen ausserhalb der Mitgliederversamm- lungen des Gewerbevereins durch- geführt.

Nach langem Hin und Her er- folgte im Herbst 1955 die erste Gewerbeausstellung (OGA). Bis 1989 fanden nur gerade vier Ausstellun- gen statt. Meist scheiterten einzelne Vorstösse an finanziellen Überlegun- gen und mangels geeigneter Lokali- täten. An der OGA 1984 beschlos- sen die Verantwortlichen, alle fünf Jahre das Gewerbe einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen.

Zu Beginn der 60er Jahre ergrif- fen die Detaillisten die Initiative, den Ladenschluss am Samstag auf 16.00 Uhr vorzulegen und am Mittwochnachmittag die Geschäfte zu schliessen. Die Gespräche mit den Vertretern der Filialgeschäfte hatten vorerst keinen Erfolg. Zudem hielten sich in den folgenden Jah- ren einzelne Geschäfte nicht an die freiwillige Regelung.

Da die Industriebetriebe in Opfi- kon-Glattbrugg immer zahlreicher wurden, wollte der Gewerbeverein die Unternehmen vorerst als Gönner beitreten lassen, damit dem Verein mehr Stimmengewicht zufalle. Nach wie vor sollten aber Handwerker und Detaillisten beim Beitritt zur In- teressengemeinschaft Priorität ha- ben. 1976 diskutierte man ernsthaft, diese Gemeinschaft nach dem Vor- bild von Wallisellen und Kloten in eine Handwerker- und Detaillisten- gruppe zu trennen. Dazu kam es aber nicht.

Ende der 70er Jahre befasste sich der Gewerbeverein mit dem akuten Lädelerben an der Schaff- hauserstrasse. Lösungen und Mög- lichkeiten der Einflussnahme boten sich allerdings nicht.

Mit neuen Ideen und grossem Elan startete der Gewerbeverein ins jüngste Jahrzehnt seines Bestehens. 1980 führte man im Holiday Inn erstmals einen Adventsmarkt durch. Bei Vorträgen am «Gewerbler- Stammtisch» liessen sich Inter- essierte über aktuelle Zeitfragen aus erster Hand informieren. Die Finanz- ordnung, Verkehrsplanung und das Submissionsverfahren der Stadt

Es herrscht aber unter den Hand- werksleuten die unartige Gewohnheit des Lügens. Sie versprechen, was sie weder halten können noch halten wollen, und übernehmen mehr Arbeit, als sie in der verheissenen Frist zu liefern im Stande sind.

Adolf Freiherr von Knigge, 1752-1796

Der Meister hatte nämlich den für einen Handwerker seltsamen Grund- satz, dass, was versprochen worden, auch gehalten werden müsse, und die- sen Grundsatz debnte er auch auf die Ablieferung von Arbeit aus. Hatte er einmal den Tag genannt, an wel- chem etwas fertig sein werde, so war es fertig.

J. Gotthelf, Jakobs Wanderungen durch die Schweiz, 1846

Opfikon geben immer wieder Anlass zu Diskussionen. Alle zwei Jahre treffen sich Gewerbevertreter mit dem Stadtrat zum Meinungsaus- tausch am Mittagstamm.



Ein Einmannbetrieb überlebt

Schreinerei-Glaserei
Alois Steiner



In den 60er Jahren gehörte der Schreiner und Glaser Heinrich Meier mit seinem Leiterwagen zum Ortsbild in Oberhausen. Er holte zu Fuss die defekten Fenster bei seinen Kunden ab. 1970 fand Heinrich Meier am Stammtisch des Restaurants Frohsinn in Beda Steiner einen aufmerksamen Zuhörer, als er mitteilte, die Werkstatt in Oberhausen altershalber aufgeben zu wollen.

Beda Steiner trat in die Fussstapfen von Heinrich Meier. Schritt für Schritt modernisierte er den Maschinenpark der kleinen Werkstatt. Die alten Transmissionen wurden ersetzt. Dank der vielen Bekanntschaften aus der Zeit, während der er von 1960 bis 1969 als Zimmermann bei der Firma Stahl arbeitete, fiel Beda Steiner der Start nicht allzu schwer.

Bald verschwand das Bild des Glasers mit dem Leiterwagen aus dem Ortsbild. Die Zeit wurde zu knapp. Anfänglich wurden noch Grossaufträge, wie zum Beispiel einen Dachstuhl aufrichten, ausgeführt. Da aber die Kleinarbeiten einen immer grösseren Umfang erreichten, wurden die Grossarbeiten anderen Betrieben überlassen.

Im Zusammenhang mit dem Nationalstrassenbau musste der Lagerschuppen bei der Liegenschaft Oberhauserstrasse 136 entfernt werden. Lagerschuppen und Werkstatt baute man in der Folge 1980 zusammen, nachdem der Schuppen mit einem Hebekrahn verschoben wurde. Seit 1981 unterstützte der Sohn Alois den Vater im Betrieb. Seit 1984 bestreitet Alois Steiner den Einmannbetrieb in eigener Regie. Da auch er vorwiegend Kleinaufträge annimmt, ist er bei Schreinerei- und Glasereiarbeiten rasch zur Stelle.



Früher nahmen die Städte für sich das Vorrecht für Handwerk, Gewerbe und Handel in Anspruch. Von der Landbevölkerung erwartete man, dass sie sich mit der Urproduktion begnüge.

Der erfolgreiche Detaillist

Firma H. Berger-Salathé /
Berger Meyer AG

1953: Es begann mit einem Uhrmacher-Werktisch, einer Handdrehbank, dem notwendigen Kleinwerkzeug und drei Quadratmeter Arbeitsplatz. Das kleine Verkaufslokal zierten zwei Pendulen, drei Gewichtuhren, vier Küchenuhren, etwa zwanzig Wecker und drei Dutzend Armbanduhren. Etwas Schmuck rundete die bescheidene Auswahl ab.

So begann Heinrich Berger, Uhrmacher mit Diplomabschluss am Technikum Biel, mit seiner Frau Anni und einer guten Portion Unternehmergeist den Weg zum Erfolg zu beschreiten. Bereits 1958 wurden die Räumlichkeiten zu eng, und der Wunsch, sich zu vergrössern, wurde mit dem Ladenlokal an der Schaffhauserstrasse 117 erfüllt.

Dank fachkundiger Beratung und handwerklichem Können dehnte sich der Kundenkreis und das Angebot aus, so dass nach ein paar Jahren ein benachbartes Ladenlokal integriert und die heutige Grösse erreicht wurde. In der Zwischenzeit drängte sich die Erneuerung der Ladenrichtung auf, damit das Angebot den Kunden besser präsentiert werden konnte.

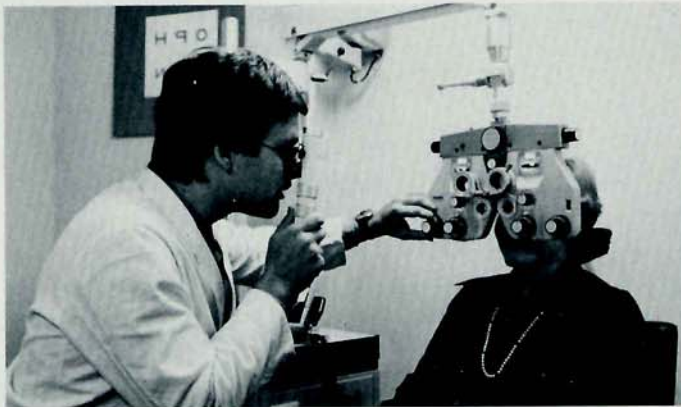
1977 wurde die Firma H. Berger-Salathé in die Berger Meyer AG umgewandelt und eine Optik-Abteilung angegliedert. Unter der Leitung von Otto Meyer, der als Prokurist bei seinem Onkel im Uhren- und Schmuckgeschäft während 26 Jahren Erfahrungen gesammelt hatte und sich als Gemmologe weiterbildete, konnten die Auswahl vergrössert und die Dienstleistungen ausgebaut werden. Der Zweimannbetrieb wuchs, und das Unternehmen beschäftigt heute sieben Mitarbeiter.



Zum Kundenkreis gehören längst nicht mehr nur Glattbruggler. Etwa die Hälfte der Kunden kommen aus den umliegenden Gemeinden sowie der ganzen Region Zürcher Unterland. Otto Meyer, mit 39 Jahren Berufserfahrung, berät in Schmuck- und Edelsteinfragen. Martin Eugster, diplomierter Uhrmachermeister, weiss kompetenten Rat im Bereich Uhren und Uhrmacherei. Die Abteilung Optik leitet Marcel Weishaupt, dipl. Optiker. Er weiss zu helfen, wenn es darum geht, mit neuesten technischen Mitteln die Sehkraft der Augen festzustellen und nötigenfalls zu korrigieren. Erwähnt seien auch die weiteren Mitarbeiter, die täglich mithelfen, das Unternehmen erfolgreich zu tragen.

«In der Küche also hatte ich den grössten Teil des Tage zu tun, da alles Schmelzen, Hämmern, Drahtziehen, Löten, Vergolden, Färben, Absieden usw. dort vorgenommen wurde. Wir hatten weder Schmelzofen noch Glühofen, so notwenig sie auch waren. Mit diesen stumpfen Feilen und Scheren, diesen wackelnden Zangen zu arbeiten, kostete drei- bis viermal soviel Zeit als bei gutem Werkzeugen nötig gewesen wäre und vieles liess sich gar nicht genau machen.»

Lahnstein, Report einer guten alten Zeit. 18. Jh.



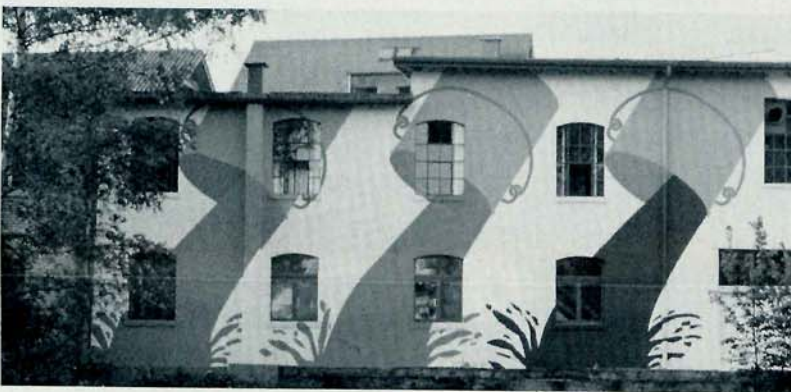
Ein Familienbetrieb verästelt sich

**Bachmann Malergeschäft und
Bachmann Autospritzwerk und -spenglerei**



Walter Bachmann übernahm 1951 ein kleines Malergeschäft und Autospritzwerk an der Schaffhauserstrasse 133. Zusammen mit seiner Gattin führte er einen erfolgreichen Familienbetrieb. Bald integrierte er eine Autospenglerei in sein Geschäft.

Aus dem soliden Stamm sollten sich zwei unabhängige Äste bzw. Unternehmen entwickeln. Sohn Jörg interessierte sich schon früh für Pinsel und Farbe, während sich der jüngere Bruder Beat bereits als kleiner Knirps gerne in der Werkstatt zwischen den Autos tummelte.



Beide Junioren absolvierten ihren Neigungen entsprechend eine vielseitige Ausbildung und krönten diese mit dem eidgenössischen Meister-Diplom. Am 1. Januar 1977 galt es dann für Jörg Bachmann erst, als er zusammen mit seiner Frau Madeleine das Maler- und Tapeziergeschäft an der Fabrikstrasse von seinem Vater erwarb. 1981 wechselte auch der Bereich Autospritzwerk und -spenglerei von der älteren zur jüngeren Generation. Beat und Monika Bachmann führen den Betrieb an der Schaffhauserstrasse weiter.

Beide Junioren absolvierten ihren Neigungen entsprechend eine vielseitige Ausbildung und krönten diese mit dem eidgenössischen Meister-Diplom. Am 1. Januar 1977 galt es dann für Jörg Bachmann erst, als er zusammen mit seiner Frau Madeleine das Maler- und Tapeziergeschäft an der Fabrikstrasse von seinem Vater erwarb. 1981 wechselte auch der Bereich Autospritzwerk und -spenglerei von der älteren zur jüngeren Generation. Beat und Monika Bachmann führen den Betrieb an der Schaffhauserstrasse weiter.

An der diesjährigen Gewerbeausstellung präsentierte Jörg Bachmann sein neues Firmensignet. Es soll seinem Geschäft, das einen typischen Vertreter des ortsgebundenen Kleingewerbes verkörpert, nach zwölfjähriger, erfolgreicher Tätigkeit einen «neuen Anstrich» geben. Mit einem Bestand von sechs bis acht Malern und zwei Lehrlingen werden weiterhin alle, auch anspruchsvollsten Maler- und Tapezierarbeiten innert nützlicher Frist erledigt. Spezialitäten, wie das Schriftenmalen oder Vergolderarbeiten, werden mit viel Liebe zum Detail ausgeführt. Neben all der Arbeit legt der nebenamtliche Experte bei Abschlussprüfungen grossen Wert auf eine gute Aus- und Weiterbildung seiner Mitarbeiter.

Bachmann

Ein alteingesessener Glattbruger Gewerbebetrieb hat sich verästelt und vergrössert. Beide Unternehmen sind Beispiele erfolgreicher Fami-

Es könne sich niemand ins Leben wagen, als wenn er es im Notfall als Handwerkstätigkeit zu fristen verstehe.

Johann Wolfgang Goethe, 1749-1832

Innovationen führen zum Erfolg

**W. Schmid AG,
Hoch- und Tiefbau**



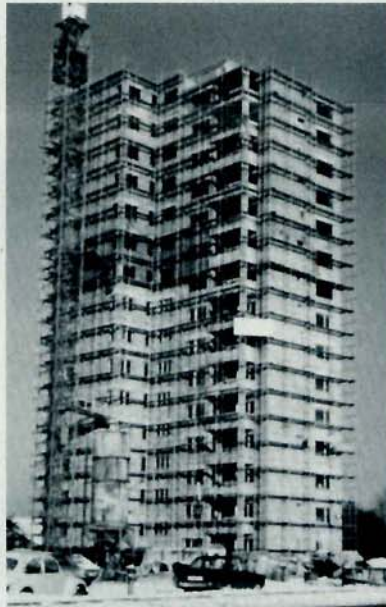
*So wurde er zwar kein akademischer Künstler mit einer allseitigen Durch-
bildung, aber doch ein Mann, welcher
wohl den kühnen Vorsatz fassen
durfte, in der Hauptstadt seiner Hei-
mat ein wackerer städtischer Bau-
und Maurermeister zu werden.*

Gottfried Keller, Der Grüne Heinrich, 1853

Im April 1966 kaufte Walter Schmid mit knapp 22 Jahren das Baugeschäft G. Fumasoli. Die Belegschaft setzte sich aus fünf Mitarbeitern zusammen. Walter Schmid arbeitete bereits als Bauführer in einer grösseren Bauunternehmung und besuchte noch als selbständiger Unternehmer die Bauführerschule, die er mit dem Diplom abschloss.

Als Handlanger, Maurer, Chauffeur, Polier oder Bauführer: Walter Schmid packte überall zu, wo er gebraucht wurde. Da noch keine eigenen Lastwagen vorhanden waren, wurde das Baumaterial kostengünstig mit Pferdefuhrwerken auf die Baustelle transportiert. Sein Vater leitete einen ersten Tiefbauauftrag, die Mutter und Geschwister unterstützten ihn bei den verschiedensten Tätigkeiten. Die Administration erledigte seine zukünftige Frau nebenamtlich. Für den jungen Bauunternehmer bedeuteten 18-Stunden-Tag, 6-Tage-Woche und Überstunden nachts oder am Sonntag im Büro keine Seltenheit.

Da das Auftragsvolumen stets grösser wurde, musste die Belegschaft mehr und mehr erweitert werden. Glattbrugg erwies sich vorerst als steiniger Boden. Aufträge



aus der ganzen Ostschweiz mussten teilweise zu günstigen Konditionen übernommen werden. Oberstes Gebot war: Zufriedene Kunden sind die beste Referenz.

1969 erhielt die Baufirma den ersten grösseren Tiefbauauftrag der Gemeinde Opfikon sowie das erste Mehrfamilienhaus eines ortsansässigen Architekten zur Ausführung übertragen. Bald darauf baute die W. Schmid AG mit dem Hochhaus Au eines der höchsten Häuser in Glattbrugg, die grösste Abwasserleitung mit einem Durchmesser von

Oben: Erstes Magazin an der Rohrstrasse.

Mitte: Das 1972 fertiggestellte Hochhaus «In der Au».

Unten: Der grösste Meteorwasserkanal, Durchmesser 2.20 m, wurde 1969 im Oberhauserriet erstellt.



In der Stadt fing der junge Baumeister damit an, dass er einen oder zwei Arbeiter anstellte und, selbst arbeitend vom Morgen bis zum Abend, ganz kleine Aufträge aller Art annahm und darin soviel Geschick und Zuverlässigkeit zeigte, dass noch vor Ablauf eines Jahres sein Geschäft sich erweiterte und sein Kredit sich begründete.

Gottfried Keller, Der Grüne Heinrich, 1853

2.20 Metern im Oberhauserriet und verschiedene Mehrfamilienhäuser.

Gleichzeitig wurden Aufträge als Generalunternehmer übernommen. Die Firma war in der Lage, schlüsselfertige, termingerechte und zu Fixpreisen erstellte Bauten anzubieten. 1979 wandelte man die W. Schmid & Co. Glattbrugg in eine Immobilienfirma um, und die W. Schmid AG, Hoch- und Tiefbau, Generalbau, wurde gegründet.

Heute beschäftigt der Grossbetrieb 150 Mitarbeiter. Der Erfolg basiert unter anderem auf der Tatsache, dass sich Walter Schmid ständig mit Fragen der Ökologie und Ökonomie befasst. Alternative Zukunftsprojekte geniessen einen hohen Stellenwert. Die W. Schmid AG hat seit 1974 einige der ersten Solarkollektoren für die Warmwasseraufbereitung montiert. Die Glattbruggener Firma verfügt über Erfahrungen beim Bau alternativer Heizsysteme. Dazu gehören Holzspeicherheizungen, Wärmepumpen mit Erdkollektoren, Luftwärmepumpen, Einzelgasheizungen (pro Wohnung), eine mit Erdwärme beheizte Überbauung (Tiefe 500 Meter) und

eine bivalente Ölheizung mit Rauchgaswärme-Rückgewinnung.

Die Innovationsfreudigkeit geht weiter. Um die Energiegewinnung durch Integration von Solarzellen in Fassaden und Dächern auszubauen, hat sich die W. Schmid AG an der 1989 neu gegründeten RCM Solartech AG, Zürich, beteiligt. Im Januar 1989 gründete man die Solcar AG in Glattbrugg, welche sich ausschliesslich mit der Forschung und Entwicklung von Elektrofahrzeugen befasst.

Dank der breiten Diversifizierung können die Verantwortlichen der W. Schmid AG der erwarteten Abschwächung im Bauwesen in den nächsten Jahren gut gerüstet entgegenblicken.



Oben: Die erste integrierte Solarfassade der Schweiz in Glattbrugg.

Unten: In unserem Büro- und Gewerbehäuser befinden sich seit April 1987 unsere Büros, wiederum an der Rohrstrasse.



Neujahrsblätter der Stadt Opfikon · Ausgabe 1990 · Herausgeber: Die Kommission «Neujahrsblätter» im Auftrage des Stadtrates von Opfikon · Kommission: Hanspeter Friess, Hubert Mäder, Markus Mendelin, Robert Moebius, Herbert Schmel, Edgar Tischhauser · Grafische Gestaltung: Mendelin + Partner, Opfikon · Sammelkassetten können bei der Stadtverwaltung, Oberhauserstrasse 25, 8152 Opfikon, bezogen werden (Unkostenbeitrag Fr. 15.-). © 1990 Stadt Opfikon.